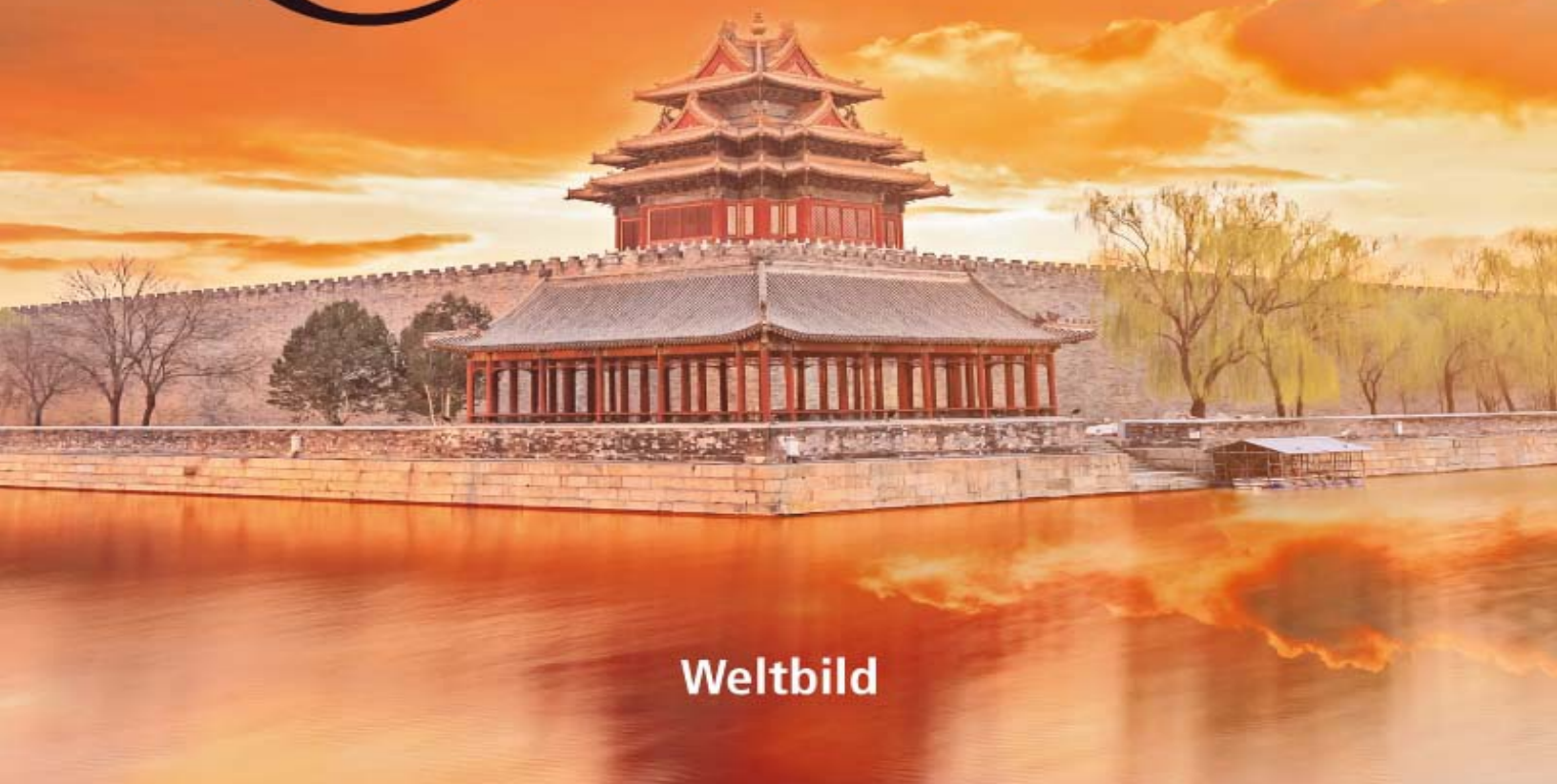


BARBARA
BICKMORE

EIN FERNER
STERN IN
CHINA



Weltbild

Das China der frühen zwanziger Jahre ist alles andere als das exotische Märchenland, das sich die junge Chloe Cavanaugh erträumt hat, sondern ein Land in politischem Aufruhr und von blutigen Kämpfen zerrissen. Ihre Ehe mit einem berühmten Korrespondenten hat die junge Frau nach China gebracht, und allmählich findet sie sich in der fremden Umgebung zurecht und erliegt der Faszination Chinas.

Sie wird die Freundin von Madame Sun, der Frau von Sun Yat-Sen, die ihr die Augen über ihre eigene Bestimmung öffnet und sie selber zu einer bekannten Journalistin werden lässt. Aus dem naiven jungen Mädchen wird eine mutige Frau, deren Ideale und Begeisterungsfähigkeit sie auf eine wahre Odyssee durch ein Land führen, dem sie sich mit Haut und Haaren verschrieben hat.

Barbara Bickmore

Ein ferner Stern in China

Roman

Weltbild

Die Autorin

Barbara Bickmore hat sich durch ihre großen Frauensagas ein treues weibliches Publikum auf der ganzen Welt erobert. Sie war Professorin, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete.

»Simbayo - Jenseits der Sonne«, »Der Mond am anderen Ende der Welt«, »Jenseits aller Versprechen«, »Die Bucht der Wildgänse« und vor allem »Im Jahr des Elefanten« waren in Deutschland große Erfolge.

Die englische Originalausgabe von Ein ferner Stern in China erschien unter dem Titel Distant Star.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Barbara Bickmore

Published by arrangement with Debra Clapp and Lisa Clapp

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1995 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Ursula Gnade

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-365-6

Gewidmet:

Freundschaften,
die der Zeit standgehalten haben

Diane Browning
für drei Jahrzehnte kontinuierlicher Freundschaft
und Zuneigung

Ilene Pascal,
die neben anderen wesentlichen Verdiensten
meiner Romanheldin und meinem Hund
den Namen gegeben hat

Dorothy Milbank Butler,
die ich am ersten Schultag der zweiten Klasse
kennengelernt habe und der ich nach wie vor sehr
zugetan bin



TEIL I
1923–1925

Chloe schlang die Arme um sich, als sie an der Reling lehnte und beobachtete, wie die weiße Skyline von San Francisco am Horizont immer kleiner wurde. Eine sanfte Meeresbrise wehte ihr eine Strähne ihres schwarzen Haares ins Gesicht.

Sie konnte kaum glauben, was sich in den letzten zwei Monaten ereignet hatte. Sie hätte sich beim besten Willen nicht vorstellen können, mit einundzwanzig Jahren auf dem Weg in den Orient, in den Fernen Osten, zu sein. Noch im Mai hätte sie niemals das jetzige Geschehen vorhersagen können, ganz zu schweigen von der Zukunft, die sich so verlockend vor ihr erstreckte.

Sie war genau da, wo sie sein wollte – himmelweit entfernt von Oneonta im Norden von New York.

Sie wandte den Kopf um und musterte ihren frisch angetrauten Ehemann. Slade war in den letzten Ausblick auf die Vereinigten Staaten versunken, die hinter ihnen lagen. Er drehte sich zwar nicht zu ihr um und sah sie auch nicht an, aber er musste ihren Blick gespürt haben, denn er streckte einen Arm aus, legte ihn um ihre Schultern und zog sie eng an sich.

Sie schaute ihn nur zu gern an. Dabei sah er nicht weiter umwerfend aus; seine Gesichtszüge waren zu durchschnittlich, um zu beeindrucken. Und doch fiel er in jeder Ansammlung von Menschen auf. Eine gewisse Anmut ging von ihm aus, insbesondere von seinen Händen. Und von seinem Gang. Aber sie glaubte, dass es mehr mit seinen Augen als mit irgendetwas sonst zu tun hatte. Klare graue Augen. Ungewöhnlich nur insofern, als ein Blick in diese Augen genügte, um zu wissen, dass er zuhörte.

Vielleicht war seine ausgeprägte Fähigkeit, anderen zuzuhören, das, was ihn im Alter von achtundzwanzig Jahren zu einem der berühmtesten Korrespondenten der CHICAGO TIMES gemacht hatte.

Sie hatte seine Augen nicht gesehen, als sie ihn vor nur vier Monaten quer durch das Wohnzimmer der Monaghans in Chicago hinweg beobachtet hatte. Und doch hatte ihr Herz in dem Moment, in dem sie ihn sah – ein dunkler Schattenriss vor der untergehenden Sonne –, zu schlagen begonnen wie die Flügel eines Schwammspinners. Als sie jetzt mit Slades Arm um ihre Schultern dastand, während die Schaumkronen um sie herumtanzten und die Skyline von San Francisco allmählich verschwand, dachte sie an Cass Monaghan und nicht etwa an Slade Cavanaugh. Cass Monaghan, der in diesen letzten vier Jahren weitgehend ihr Denken geprägt hatte, Cass Monaghan, der – gemeinsam mit seiner Tochter Suzi – Pygmalion gespielt und sie zu einer Person gemacht hatte, von der ihr nur vage bewusst gewesen war, dass sie in ihr steckte, und der sie gedrängt hatte, etwas zu wagen. Cass hatte sie, um bei der Wahrheit zu bleiben, gewarnt und ihr gesagt, ihr Leben als Gattin eines Auslandskorrespondenten würde nicht einfach werden und China würde einer Frau hart zusetzen, und doch hatte er sie mit Slade bekannt gemacht. Dafür und für alles andere, was er im Lauf der Jahre für sie getan hatte, würde sie ihm ewig dankbar sein.

Ihre eigene Familie war das Aufregendste, was Oneonta zu bieten hatte. Chloe war das

fünfte von sieben Kindern und verbrachte die Jahre ihres Heranwachsens größtenteils damit, Baseball zu spielen, zu reiten und mit ihren vier Brüdern an dem Ford Modell T ihres Vaters herumzubasteln.

Als sie fünfzehn war, beharrte ihre Mutter darauf, dass sie aufhörte, Fußball zu spielen, und anfang, sich das Haar hochzustecken.

»Fang an, eine Dame zu werden.«

Chloe fand es langweilig, sich wie eine Dame zu benehmen. Je älter sie wurde, so schien es, desto weniger interessant wurde das Leben, das ihr gestattet war. Sie beschloss, den Einschränkungen des Kleinstadtlebens zu entkommen, die ihr auferlegt wurden. Eines Tages würde sie in die Stadt entkommen. Nach Binghampton oder Albany oder sogar nach New York City.

Es war nicht etwa so, dass sie ihre Familie nicht geliebt hätte. Ihre Eltern, »Doc« Sheperd, der Apotheker der Stadt, und Louise, hatten immer Zeit für ihren Nachwuchs. Chloe konnte sich an keinen einzigen Abend erinnern, an dem am Esstisch nicht gelacht worden wäre. Die ganze Familie zwängte sich, einer über dem anderen, in den Ford und unternahm an den Sonntagen Picknicks am Otsego Lake in Cooperstown – dem See, der in James Fenimore Coopers Lederstrumpf-Erzählungen als Glimmerglas berühmt wurde. Hier fischten und schwammen sie und taten so, als seien sie Indianer.

Chloe schien nie zufrieden zu sein. Sie war immer von dem erfüllt gewesen, was ihre Mutter als »göttliche Unzufriedenheit« bezeichnete. Sie verstand nie ganz, was damit gemeint war, aber sie wusste nur zu gut, dass sie sich schnell langweilte und dass sie die Spannung suchte und – wie ihr Vater sagte –, wenn keine da war, sie selbst erfand. Sie wusste nicht, was sie wollte, aber es war nichts, was Oneonta ihr bieten konnte.

In Oneonta – das ziemlich genau in der Mitte des Staates New York liegt – bot das Leben so wenig Anregungen, wie man sich überhaupt nur vorstellen konnte. In späteren Jahren sollte Chloe ihr Heranwachsen als »Apfelkuchen, amerikanische Flagge, methodistisch und republikanisch« umreißen. Es war mit anderen Worten das, was in den frühen Jahrzehnten dieses Jahrhunderts als eine typische Jugend in der amerikanischen Mittelschicht galt.

Immer, wenn neue Leute in die Stadt zogen und deren Kinder in ihre Schulklasse kamen, freundete sich Chloe mit ihnen an, in erster Linie, weil sie frisches Blut in ihrem Leben haben wollte und um mehr vom Leben außerhalb ihrer Kleinstadt zu hören, in der das Leben – wie die Jahreszeiten – allzu regelmäßig ablief. Sie liebte Schneestürme, weil sie aus dem Rahmen des Alltäglichen fielen.

Chloe und ihre beste Freundin Dorothy brachten sich auf Doc Sheperds Schreibmaschine in der Apotheke selbst das Tippen bei, und im Winter ihres ersten Highschool-Jahres gaben sie allmonatlich eine zweiseitige Zeitung heraus. Im nächsten Jahr überredeten sie Mr Edgerton, den Rektor, sie die erste Zeitung der Oneonta-Highschool mit Chloe als Chefredakteurin herausgeben zu lassen. Sie war gern für alles zuständig. Wenn Berichterstatter ihre Abgabetermine nicht einhielten, schrieb sie deren Artikel eben auch. Es hatte nie ein Zweifel daran bestanden, dass sie das College besuchen würde. Von sämtlichen Kindern der Sheperds wurde erwartet, dass sie ins College gingen. Die Jungen gingen als Erste von zu Hause fort. Walt war ans RPI gegangen und Jeff ging ans

Northwestern. Aber Mrs Sheperd fand, Lorna sollte in der Stadt bleiben und die normale Schule besuchen, damit sie weiterhin zu Hause wohnen konnte. Dann ging Richard an die Universität in Buffalo. Ihre Eltern setzten als selbstverständlich voraus, dass Chloe als ein Mädchen Lornas Vorbild folgen und den Lehrberuf ergreifen, das dortige College besuchen und zu Hause leben würde, solange sie studierte. Aber Chloe hatte andere Vorstellungen. Sie träumte davon, Dinge zu tun, wusste aber nicht, was. Als sie sich in ihrer eigenen Familie und den anderen Familien umsah, die sie in Oneonta kannte, gelangte sie zu der Feststellung, dass Frauen ihr Leben damit zubrachten, zu reagieren. Sie führten den Haushalt für die Männer, sie packten ihre Sachen zusammen und zogen in eine andere Stadt, wenn die Stellung des Mannes sie dorthin führte, sie warteten ab, dass Männer Entscheidungen trafen, und dann fügten sie sich (oder stritten mit ihnen). Sie nähten und putzten und tratschten und waren in Wohltätigkeitsverbänden und im Eltern-Lehrer-Verband aktiv. Chloe fand, das Los einer Frau im Leben sei reichlich stumpfsinnig. Sie träumte davon, durch Europa zu reisen, und nicht davon, Bridge zu spielen. Sie malte sich in ihren Tagträumen aus, einen neuen Planeten zu entdecken oder eine zweite Marie Curie zu werden und einen wunderbaren Beitrag zum Wohl der Menschheit zu leisten. Sie dachte an Königin Viktoria, die eine Nation regiert hatte. An Sarah Bernhardt auf der Bühne. An Emily und Charlotte Brontë und Emily Dickinson, doch sie kam im Traum nicht auf den Gedanken, nicht zu heiraten.

Sie wusste, dass sie aus ihrer Kleinstadt entkommen wollte, nicht zu formlosen Hauskleidern aus Baumwolle verdammt werden wollte, zum Abstauben, dazu, täglich über den Zaun hinweg mit Nachbarinnen zu plaudern. Ihr Haar jeden Nachmittag um fünf ordentlich herzurichten, damit sie attraktiv für ihren Mann war, wenn er von einem harten (oder anregenden) Arbeitstag zurückkam und nichts weiter wollte, als den Abend damit zu verbringen, die Zeitung zu lesen oder Radio zu hören. Oder mit Frisky Gassi zu gehen. Oder Schnee zu schaufeln. Chloe wollte mehr als nur das.

Chloe wollte entkommen. In eine Stadt gehen. Spüren, wie ihr Herz vor Aufregung schlug, weil etwas Grässliches oder Wunderbares passierte. Sie wollte Küsse spüren, die Leidenschaft oder Angst oder irgendetwas auslösten. Sie wurde von Ideen stimuliert, mit denen sie ringen musste, Ideen wie denen, die sie in der elften Klasse im Kurs für amerikanische Literatur entdeckte, als sie sich in Thoreau verliebte und wünschte, sie könnte wie er so inbrünstig an etwas glauben, dass sie für dieses Prinzip bereitwillig ins Gefängnis gegangen wäre. Zugegebenermaßen hatte er dort nur eine Nacht verbracht, ehe ein Verwandter ihn gegen Kautionsausgelöst hatte, aber die Vorstellung, bereitwillig das persönliche Wohlbehagen und die Freiheit für eine gute Sache zu opfern, zog ihre gesamten geistigen Energien in ihren Bann. Oft saß sie in ihrem Schlafzimmer am Fenster, schaute auf die kahlen Äste der knorrigen Birnbäume hinaus und versuchte, sich höhere Ziele einfallen zu lassen – edle Ansinnen, auf die sie sich einlassen und für die sie sich, falls notwendig, opfern konnte. Aber ihr fiel nie auch nur eine einzige gute Sache ein, die diesen Einsatz gelohnt hätte. Sie konnte sich nicht weigern, ihre Kopfsteuer zu bezahlen, wie Thoreau es getan hatte, weil es so etwas heutzutage nicht mehr gab. Daher war es nicht weiter erstaunlich, als ihr Englischlehrer vorschlug, sie solle sich an anderen Colleges als der normalen Schule in der Stadt bewerben. »Warum nicht

Cornell?«, schlug der Lehrer Doc und Mrs Sheperd vor. »Ich denke, sie könnte ein Stipendium bekommen.« Der Gedanke, Chloe könnte ein College in einer anderen Stadt besuchen, war ihnen nie auch nur durch den Kopf gegangen, und die Vorstellung gefiel ihnen nicht besonders. Zu ihrer Zukunftsvision für alle ihre drei Töchter gehörte, dass sie an der normalen Schule ihren Abschluss machten und vielleicht ein oder zwei Jahre unterrichteten, ehe jedes der Mädchen heiratete, einen Hausstand gründete und Kinder bekam und vorzugsweise nicht mehr als ein paar Straßen weit entfernt wohnte. Aber sie gaben gnädig nach, vor allem, nachdem ihr tatsächlich ein Stipendium gewährt wurde, und sie hofften nur, sie würde sich nicht in jemanden verlieben, der weiter weg lebte, zum Beispiel in Syracuse oder Buffalo oder, Gott behüte, in New York City. Genau das, was sie fürchteten, war Chloes große Hoffnung.

Ihre Zimmergenossin war Suzi Monaghan. Sie war eins siebzig – etwa genauso groß wie Chloe –, und sie wirkte distanziert und elegant. Sie trug Kleidung, die mit nichts Ähnlichkeit aufwies, was Chloe je in Oneonta gesehen hatte. Und ihr Haar war so blond, wie Chloes Haar schwarz war. Sie war keine Schönheit – ihre Wangenknochen waren zu ausgeprägt, ihre Augen lagen zu weit auseinander, ihre Schultern waren zu breit. Aber sie war eine so imposante und beeindruckende Erscheinung, dass die wenigsten je entdeckten, dass sie eigentlich keine Schönheit war. Anfangs war Chloe eingeschüchtert. Dieses kultivierte Großstadtmädchen war anscheinend durch nichts aus der Ruhe zu bringen.

Sie blieben in all den vier Jahren in Cornell Zimmergenossinnen, und immer, wenn sie gemeinsam einen Raum betraten oder durch die Straßen liefen, drehten sich Köpfe nach ihnen um.

Suzi kam aus einer anderen Welt. Chicago. Sie und ihr verwitweter Vater, der Herausgeber der CHICAGO TIMES, lebten in einem Penthouse mit Blick auf den Lake Michigan am Lake Shore Drive und Suzi war gut mit dem Gouverneur von Illinois bekannt, war Gloria Swanson persönlich begegnet und dinierte im Weißen Haus. Ihre Stimme war vollendet moduliert und ihre Augen waren blaugrün mit goldenen Sprenkeln.

Beide Mädchen spielten gern Tennis und waren sich darin einig, dass sie moderne Frauen waren, die vor der Eheschließung Karriere machen wollten, obwohl natürlich, das gestanden sie sich ein, ihre Karrieren nach der Hochzeit die ihrer Männer und Kinder sein würden. Aber sie wollten sich mit dem Heiraten Zeit lassen, bis sie selbst etwas getan hatten, wenn ihre Definition dessen, was sie damit meinen könnten, auch vage blieb. Gemeinsam schlossen sie sich Pi Beta Phi an und gingen, wenn sie sich verabredeten, nach Möglichkeit zu viert zu ihren Rendezvous. Sie absolvierten Lambda Chi fast vollständig, wobei Chloe ein paar Monate lang einen Seitensprung mit einem Sigma Chi beging, der ihr das Skilaufen beibrachte und sie für einen Monat lahmlegte.

»Ich glaube, das hast du nur getan, damit man dir Ständchen bringt.« Suzi grinste ihre Freundin an einem verschneiten Samstagabend an, nachdem die gesamte Studentenverbindung für Chloe »The girl of my dreams is the sweetest girl ...« gesungen hatte. Brent war der erste Junge, den Chloe ihre Brust hatte berühren lassen, wenn auch nur durch den Pullover.

Im Mai rechneten sich die Mädchen aus, dass sie in ihrem ersten College-Jahr an jedem einzelnen Wochenende ein Rendezvous gehabt hatten. »Dagegen wird die Zeit zu Hause ziemlich abfallen«, seufzte Chloe.

»Dann komm doch für ein paar Wochen mit nach Chicago«, schlug Suzi vor, und das keineswegs zum ersten Mal.

Dort machte Chloe erstmals Bekanntschaft mit dem Großstadtleben und sie wurde erstmals jemandem vorgestellt, der echte Macht hatte. Die Welt der Monaghans war dem strukturierten Kleinstadtleben im Norden New Yorks so unähnlich, so ganz anders als jenes Leben, das nie Überraschungen bereithielt. Chloe hatte vorher nie reiche Leute kennengelernt und schon gar nicht jemanden, der so einflussreich war wie Cass

Monaghan, Suzis Vater.

Cass Monaghan erschien Chloe, wie auch den meisten anderen, die ihn kennenlernten, wie ein Gigant, und doch maß er nur einen Meter achtundsiebzig, ein untersetzter Mann mit breiten Schultern und dichtem, krausem, rotem Haar und einem rötlichen Schnurrbart. Chloe vermutete, dass er Anfang vierzig war, ein Dutzend Jahre jünger als ihr eigener Vater. Wie Suzi kleidete er sich elegant und man brauchte nur zu sehen, wie er über die Straße lief, um zu wissen, dass er einflussreich und mächtig war. Er war der interessanteste Mensch, der Chloe je begegnet war. Er machte mit ihr einen Rundgang durch eine Zeitung und es löste Ehrfurcht in ihr aus, dass sie sich an einem der Orte befand, die dazu beitrugen, das amerikanische Denken zu beeinflussen. Er war ein strenger Arbeitgeber und Chloe konnte sehen, was Suzi ihr bereits gesagt hatte. Wenn man für Cass Monaghan arbeitete, dann war es verdammt ratsam, seine Sache so gut zu machen, wie man nur irgend konnte.

Das Großstadtleben beflügelte Chloe. Es tat ihr leid, als die Monaghans in der zweiten Woche ihres Aufenthalts bei ihnen beschlossen, ihr Sommerhäuschen ganz hoch oben auf der Michigan-Halbinsel aufzusuchen. Sie wollte mehr von Chicago sehen, weitere Museen besuchen, weitere Theaterstücke anschauen, ausgedehnte Schaufensterbummel unternehmen und noch öfter in eleganten Restaurants zu Abend essen.

Für die Fahrt zum Big Sable Point oben im Norden der Michigan-Halbinsel brauchten sie einen ganzen Tag. Cass beurlaubte den Chauffeur und fuhr seinen schnittigen offenen Wagen selbst. Als sie am späten Nachmittag der Duft von Pinienwäldern einhüllte und man erste Blicke auf den Lake Michigan werfen konnte, beschloss Chloe, dass sie vielleicht doch nichts dagegen hatte, die Stadt verlassen zu haben.

Außerdem waren Cass und Suzi zusammen die angenehmste Gesellschaft auf der ganzen Welt. Sie lachte so sehr, dass ihre Wangen schmerzten und sie Seitenstiche spürte. Es war ganz offenkundig, dass Cass Suzi vergötterte; wenn sie etwas haben wollte, gehörte es ihr bereits. Chloe war erstaunt darüber, wie oft sie sich umarmten und einander liebevoll ansahen und dass Suzi ihrem Vater nicht nur einen Gutenachtkuss gab, sondern ihn auch am Morgen beim Frühstück küsste. Selbst wenn sie nur einen kurzen Spaziergang machte, folgten ihr seine Blicke zärtlich. Es dauerte nicht lange, bis Chloe sich wünschte, Cass würde einen Arm auch um ihre Schultern legen oder ihr einen Gutenachtkuss geben. Er nahm sie tatsächlich noch vor Ende dieses Ausflugs in die Arme, und sie sonnte sich in der Wärme, von ihm akzeptiert zu werden.

Nach der Eleganz der Wohnung am Lake Shore Drive hatte sie mit etwas Luxuriösem gerechnet, aber was sie im Norden von Michigan vorfand, war eine rustikale kleine Blockhütte mit zwei Schlafzimmern und einem großen gemütlichen Wohnzimmer mit einem offenen Kamin in einer Wand und Fenstern mit Blick durch die Birken auf den See in einer anderen. Es gab keine Elektrizität, aber der Schein der Öllampen war freundlich und sorgte dafür, dass Chloe sich abends sehr behaglich fühlte. Cass fing Fische und kochte für sie und trug ein altes Hemd mit einem Loch im Ärmel und eine braune Cordhose, die in der Blockhütte für ihn bereitlag. Er entspannte sich sichtlich. Sie schwammen im See und paddelten an Buchten entlang, an denen Rotwild zur Tränke kam. Chloe hörte die Rufe von Seetauchern, die ihr Schauer über den Rücken laufen

ließen, weil sie so einsam klangen. Kanadaenten, Krickenten mit grünen Flügeln und Gänsesäger bevölkerten das Wasser. Cass ging täglich bei Morgengrauen aus dem Haus, wenn alles in Dunst eingehüllt war; lautlos wie ein Indianer paddelte er über den See, damit er die Enten und die springenden Fische sehen konnte, die das Wasser aufwirbelten und silbernen Sprühregen auf dem See tanzen ließen, dessen Oberfläche um diese Morgenstunde so spiegelglatt war. Eines Tages stand Chloe ebenfalls früh auf und fragte ihn, ob sie ihn begleiten dürfe. Cass sah sie an und sagte: »Wenn du versprichst, kein einziges Wort zu sagen.«

Es war wunderbar. Wie der Anbruch der Schöpfung. Sie saß zusammengekauert im Paddelboot und hielt das Paddel in der Hand, während sie einfach nur dahockten und kaum noch durch das stille Wasser glitten, vom Nebel eingehüllt, und das Krächzen der frühmorgendlichen Frösche und die Rufe dieser Seetaucher hörten.

Cass griff nach einer Thermosflasche, goss zwei Tassen heißen Kaffee ein und reichte Chloe eine von beiden. Seine Hand berührte ihre und einen flüchtigen Augenblick lang dachte sie: Ich will einen Mann wie Mr Monaghan. Wovon sie sich angesprochen fühlte, war nicht nur seine luxuriöse Lebensweise. Und auch nicht seine Macht. Es fiel ihr leicht, mit ihm zu reden, und ebenso leicht fiel es ihr, mit ihm zu schweigen. Sie fand ihn bewundernswert.

»Was willst du eigentlich mit deinem Leben anfangen?«, hörte sie ihn fragen. Ihre Hände schlangen sich um die warme Tasse und sie hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt, als sie in den Dunst hinausschaute. »Ich vermute, ich will, was jede Frau will«, antwortete sie.

Sein Lachen hallte über das Wasser. »Dann erwartet man also von jeder Frau, dass sie in genau derselben Form Erfüllung findet?« Er starrte sie an. »Wird denn von Männern auch erwartet, dass es das eine gibt, was uns allen universales Glück beschert?«

Chloe dachte einen Moment lang nach. »Frauen haben nicht die Möglichkeiten, die Männern offenstehen. Ich vermute, wir haben die Wahl, ob wir einen Klempner heiraten ... oder einen Arzt ... oder« – sie lächelte ihn an –, »einen Zeitungsverleger.«

»Und was heißt das? Wenn man einen Verleger zum Mann hat oder einen Präsidenten, ist man dann erfolgreicher, als wenn man einen Klempner heiratet?«

Ja, ganz gewiss, dachte sie. Aber sie sprach es nicht aus. Sie fragte sich, ob er sich vielleicht über sie lustig machte.

»Meine Güte.« Cass nahm sein Paddel und ließ es langsam ins Wasser gleiten. »Es tut mir weh, wenn ich sehe, welche Einschränkungen du dir auferlegst. Chloe, du kannst alles tun, was du willst, außer vielleicht, Präsident zu werden.«

Chloe wusste nicht, was sie darauf sagen sollte.

Als sie an die Anlegestelle zurückkehrten und Cass eine Hand ausstreckte, um Chloe beim Aussteigen aus dem Paddelboot behilflich zu sein, sagte er, ohne sie anzusehen, als er das Tau an einem Pfosten festband: »Ein kleiner Rat, Chloe, von jemandem, der die Neigung hat, Ratschläge zu erteilen. Tu nicht, was die Welt dir vorschreibt. Ich meine damit nicht etwa, dass du Vorschläge zurückweisen solltest. Sei mutig und wage etwas. Wage es, anders zu sein. Begnüge dich nicht mit etwas, wofür du dich nicht abzurackern brauchst.« Dann sah er sie an und seine klaren blauen Augen lächelten strahlend.

Was außerdem noch wunderbar an Cass als Vater war, waren seine Fragestellungen. Er erklärte Suzi nicht allzu viel, sondern stellte ihr stattdessen Fragen. »Daddy hat mich immer zum Nachdenken gezwungen«, sagte Suzi einmal zu Chloe. »Er hat nie zugelassen, dass ich mich seinen Auffassungen einfach anschließe, selbst dann nicht, wenn es um Dinge geht, in denen ich seiner Meinung bin.«

Und diese Aufgabe übernahm Suzi bei Chloe. In ihrem ersten gemeinsamen Jahr als Zimmergenossinnen musste Chloe alles infrage stellen, woran sie je geglaubt hatte. Und alles, was sie gerade neu dazulernte. Sogar, was ihr Äußeres betraf.

Suzi sagte zu ihr: »Setz dein Aussehen ein, Chloe. Vielleicht hast du deine Schönheit nicht dir selbst zu verdanken, aber mein Gott, was soll's! Nutze sie zu deinem Vorteil. Niemand sieht so aus wie du. Wer auf Erden hat schon violette Augen? Männer werden darin ertrinken. Nimm sie nicht einfach als selbstverständlich hin.«

»Dein Vater gibt sich so, als sei das Innere das, was zählt.«

Suzi dachte einen Moment lang nach. »Daddy ist nicht so wie andere Männer.«

Als sie später im Bett lag, ließ sie das Gespräch mit Cass draußen auf dem See noch einmal an sich vorüberziehen. Wenn Männer so viele Möglichkeiten hatten, fragte sie sich, warum hatten Frauen sie dann nicht auch? Er hatte ihr gesagt, sie könne alles tun, was sie wollte. Aber ihr fiel nichts Bestimmtes ein, was sie gern getan hätte. Für eine Frau gab es eigentlich nur zwei Alternativen: eine Ehe oder keine Ehe. Letzteres konnte sie sich noch nicht einmal vorstellen; es gelang ihr nicht, sich ein Leben auszumalen, in dessen Mittelpunkt kein Mann stand. Das Schlimmste, was einer Frau zustoßen konnte, war, allein zu sein. Das wusste schließlich jeder. Und doch nahm sie vage Sehnsüchte wahr, Sehnsüchte, die nichts mit einem Mann zu tun hatten.

Chloe war nicht klar, dass ihre Gespräche mit Suzi und mit Cass ihr Bewusstsein so sehr erweiterten, dass die Jungen, die sie kennenlernte, ihr oberflächlich, wenn nicht gar regelrecht dumm erschienen. Chloe führte mit anderen nie solche Gespräche, wie sie mit Suzi und deren Vater führte. Chloe und Suzi redeten darüber, ob es einen Gott gab oder nicht, ob es das reine Gute und das reine Böse gab, ob Macht einen korrumpierte oder ob diejenigen, die auf Macht aus waren, von vornherein und von Natur aus korrupt waren. Waren arme Menschen glücklich, weil sie nicht die Verantwortung der Reichen trugen, oder waren arme Menschen überhaupt jemals glücklich? Waren Margaret Sanger und ihre revolutionären neuen Ideen unmoralisch, oder bedeuteten sie die Erlösung der Frauen? Über diesen letzten Punkt diskutierten sie stundenlang, nicht nur im ersten College-Jahr, sondern in all den vier Jahren. Margaret Sanger war wiederholt verhaftet und ins Gefängnis gesteckt worden, weil sie für Methoden zur Geburtenkontrolle eintrat. Suzi wagte die kühne Behauptung, dass Mrs Sanger der Versklavung der Frauen ein Ende bereiten wollte. »Es scheint doch nicht fair zu sein, oder?«, fragte sie. »Ich meine, Männer können es jederzeit tun, ohne Auswirkungen fürchten zu müssen, aber wir nicht. Nur die Puritaner haben geglaubt, dass Männer und Frauen miteinander ins Bett gehen, um zielstrebig Kinder zu machen. Nur sie fanden, es dürfte keinen Spaß machen.«

Chloe konnte sich nicht vorstellen, außerehelichen Sex zu betreiben, und wenn man verheiratet war, würde es selbstverständlich dazu führen, dass man Babys bekam, und das war doch schließlich der Hauptzweck einer Ehe, oder etwa nicht? Sie wusste, dass

Sex der Ehe vorbehalten sein sollte. Jede Frau, die es ohne den Segen der Ehe tat, war natürlich zu freizügig – und unmoralisch.

Darüber lachte Suzi. »Was? In den Nächten vor der Hochzeit ist es sündig und abscheulich und in der Hochzeitsnacht wird es dann durch ein Wunder schön? Jetzt hör aber auf, Chloe, wie bist du denn auf die Idee gekommen?«

Chloe starrte Suzi ehrfürchtig an. Sie wies mit absolut niemandem in Oneonta Ähnlichkeit auf.

In ihrem vorletzten Studienjahr regierte Chloe als Königin über den Winter Ice Carnival und stellte fest, dass Geschichte sie faszinierte, und sie teilte ihr Gefühl von Ungerechtigkeit mit Suzi. Ihre Entrüstung richtete sich gegen den Kongo und die unmenschliche Behandlung der Eingeborenen durch Sklavenhändler und König Leopold. Im nächsten Trimester wurde ihr Feingefühl von dem Los der amerikanischen Indianer und deren Ausrottung durch ihre eigenen Landsleute verletzt. Die Sklaverei und den Bürgerkrieg hatte sie schon hinter sich, und sie bemühte sich, die Südstaatler nicht für ihre Haltung gegenüber diesem Teil der Menschheit zu hassen.

»Ich meine«, sagte sie zu Suzi, »mir ist klar, dass diejenigen, die ausgebeutet worden sind, die Armen und die Analphabeten sind, die Menschen, die nicht weiß sind. Aber sollte es denn nicht so sein, dass diejenigen unter uns, die faktisch überlegen sind, denjenigen von geringerer Intelligenz mit Güte und Mitgefühl begegnen?«

Suzi, die sich gerade einen Nagel feilte, schaute Chloe an. »Warum sprichst du von geringerer Intelligenz? Willst du damit etwa sagen, jeder Mensch, der nicht weiß ist, besitzt weniger Intelligenz?« Ihre Stimme war nicht frei von Schärfe und Chloe kannte sie gut genug, um zu begreifen, dass Suzi fand, sie hätte gerade eine empörende Aussage getroffen.

Mit ihrem Stacheln begann Suzi, Chloes Wahrnehmung des Universums zu verändern. In ihrem Kurs für asiatische Geschichte lernte sie einen gesunden Respekt vor den Japanern, brachte aber kaum Achtung für die Chinesen auf. Als sie Japan durchnahmen, lag sie nachts im Bett und malte sich Teiche mit Lotosblüten und präzise japanische Blumengestecke aus und fragte sich, wie sie wohl ausgesehen hätte, wenn sie Schlitzaugen gehabt hätte. Sie sah sich selbst in einem Kimono vor sich, wie sie den dunstverhangenen Fudschijama anstarrte.

Aber als sie sich China zuwandten, erzählte ihr Lehrer, ein junger Mann in den Dreißigern, der Lumpensammeln als etwas Faszinierendes hätte hinstellen können, der Klasse: »Die Amerikaner mögen zwar Japaner und Chinesen miteinander verwechseln, weil beide der gelben Rasse angehören, aber es sind ganz unterschiedliche Völker. Während die Japaner rasen, um das zwanzigste Jahrhundert einzuholen, befindet sich China noch im dunklen Mittelalter. Es ist ein Land, das seit der Ming-Dynastie keinen bedeutenden Beitrag mehr zur Entwicklung der Menschheit geleistet hat. Im dreizehnten Jahrhundert, als Marco Polo hingereist ist, war es eine hochzivilisierte Kultur voller Wunder. Aber in den vergangenen sechshundert Jahren ist es mit China bergab gegangen. Mit seinen nahezu vierhundertfünfzig Millionen Einwohnern, von denen neunundneunzig Prozent Analphabeten sind, ist es stärker bevölkert als jedes andere Land auf Erden. China ist in Wirklichkeit kein organisiertes Land, sondern es wird von Warlords regiert, die den

Bauern Steuern auferlegen und sie durch Gewaltandrohung unterdrücken. China ist weitgehend so geblieben, wie es vor zweitausend Jahren war, und es verabscheut die Westmächte für ihren Versuch, es in dieses Jahrhundert herüberzuzerren. Es hat wenig zu bieten – Seide, Tee ... sonst spricht wenig dafür. Nur seine Größe und seine Bevölkerung verleihen diesem Land Bedeutung. Es ist fast so groß wie die Vereinigten Staaten und hat die fünffache Bevölkerung. Die Chinesen sind ungebildet und rückständig, sie arbeiten wie in unserem Land die Tiere, und sie wissen nicht zu würdigen, was wir und andere europäische Mächte für sie tun. Sie verabscheuen uns für den Vertrag von Versailles.« Im Sommer zwischen dem vorletzten und dem letzten Studienjahr, als Chloe ihre alljährliche Pilgerfahrt zu den Monaghans antrat, paddelten sie und Cass und Suzi für ein Picknick zu einer der winzigen Inseln hinaus. Sie fragte Cass, was er über China wusste. Er war der einzige Mensch, den sie kannte, der um die Welt gereist war. Er fuhr jeden Winter nach Europa, so viel wusste sie. Sie war nicht sicher, ob sie das Thema in der Hoffnung angeschnitten hatte, ihn mit dem beeindrucken zu können, was sie gelernt hatte, oder ob sie Antworten auf Fragen suchte, die ihr Lehrer unbeantwortet gelassen hatte.

Suzi stand auf. »Wenn ihr beide über Politik redet, gehe ich und werfe Steine ins Wasser.«

Chloe, die im Schneidersitz dasaß, sah Cass gebannt an und wartete auf eine Reaktion. »Ich bin nicht in China gewesen«, sagte er. »In Hongkong ja, aber nicht auf dem chinesischen Festland.« Er zupfte einen Grashalm aus, rieb ihn zwischen den Fingern und dachte nach. »Drück dich klarer aus, Chloe. Ich bin sicher, dass du keinen abendfüllenden Diskurs hören möchtest.«

»Erzählen Sie mir vom Vertrag von Versailles und warum er die Chinesen so sehr verärgert hat. Warum sind sie der Meinung, sie seien ungerecht behandelt worden?« Sie wusste mehr über die Verträge von 1796 als über geschichtlich so kurz zurückliegende Zeiten wie 1919.

Cass lehnte sich an einen Baumstamm. Die frühe Abendsonne warf goldene Strahlen auf sein rötliches Gesicht. Er zog ein Knie an und schlang die Hände darum. Chloe fragte sich plötzlich, wie er wohl als junger Mann gewesen war. War er gewesen wie irgendeiner der Jungen, die sie kannte? Würde einer von ihnen zu einem Cass Monaghan heranwachsen? Irgendwie zweifelte sie daran.

»Also, zunächst einmal ist China nie wirklich vereint gewesen und hat keine echten Armeen. Als China in den großen Krieg gegen Deutschland eingetreten ist, hat Amerika ihm einen Platz bei den Friedensverhandlungen zugesichert. Hunderttausende von Chinesen sind nach Europa geschickt worden, damit sie im Krieg unsere Seite unterstützen, und daher hat China als selbstverständlich vorausgesetzt, dass es, wenn Deutschland erst einmal besiegt ist, das Land wieder zurückbekommt, die große Provinz mit dem Namen Schantung, die Deutschland an sich gebracht hatte.«

»Das erscheint nur gerecht«, sagte Chloe, die laut dachte.

»Das sollte man meinen, nicht wahr?« Cass lächelte grimmig. »Aber Japan war den Alliierten zu Hilfe gekommen, weil England und Frankreich versprochen hatten, die Japaner dafür mit Schantung zu entlohnen. Präsident Wilson hat davon angeblich nichts

gewusst. Als er darauf bestanden hat, dass Schantung an China zurückgegeben wird, hat Japan gedroht, seinen Beitritt in den Völkerbund zu verweigern. Da das Wilsons größter Traum war, hat er nachgegeben. Ich persönlich halte das für falsch. Und so haben es auch chinesische Studenten und andere Intellektuelle empfunden, die daraufhin gefordert haben, dass China sich weigert, den Vertrag zu unterschreiben. Tausende haben auf dem Tian An Men-Platz in Peking und in den Straßen von Schanghai und Kanton mit antiamerikanischen Transparenten und dem Ruf ›Nieder mit den Yankees‹ demonstriert. Nach allem, was ich darüber erfahren habe, war das in China eine große vereinigende Kraft, obwohl China heute immer noch alles andere als geeint ist. Nach wie vor kämpfen Faktionen um die Herrschaft. In diesem gigantischen Land gibt es tatsächlich keine Zentralregierung.«

»Tja, vielleicht ist Wilson recht geschehen«, sagte Chloe. »Ich meine, sein eigenes Land wollte schließlich auch nicht unterschreiben. Vielleicht ist das ausgleichende Gerechtigkeit?«

Cass nickte und streckte einen Arm aus, um eine Hand auf Chloes Hände zu legen.

»Meine Liebe, ich habe nie verstanden, warum Amerika den Völkerbund abgelehnt hat. Ich prophezeie, dass wir diese Entscheidung eines Tages bereuen werden. Solche Dinge sind die Gründe dafür, dass ich eine Zeitung herausgebe.«

Chloe sah ihn an. »Wie meinen Sie das?«

Suzi, die zurückgekommen war, hörte sich die letzten Sätze des Gesprächs an. Sie ging auf ihren Vater zu, schlang ihm die Arme um den Hals und beugte sich herunter, um ihn auf die Wange zu küssen. »Er glaubt, er kann helfen, die Welt zu retten.«

Cass lachte und hob eine Hand, um Suzis Hand zu tätscheln. »Also, ich gäbe mich schon damit zufrieden, wenn ich dabei helfen könnte, einen kleinen Teil der Welt zu retten.«
Ja, dachte Chloe, das würde schon genügen.